

Umnutzung nutzt Denkmalpflege um

Autor(en): **Fröhlich, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **NIKE-Bulletin**

Band (Jahr): **20 (2005)**

Heft 1-2: **Bulletin**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-726781>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

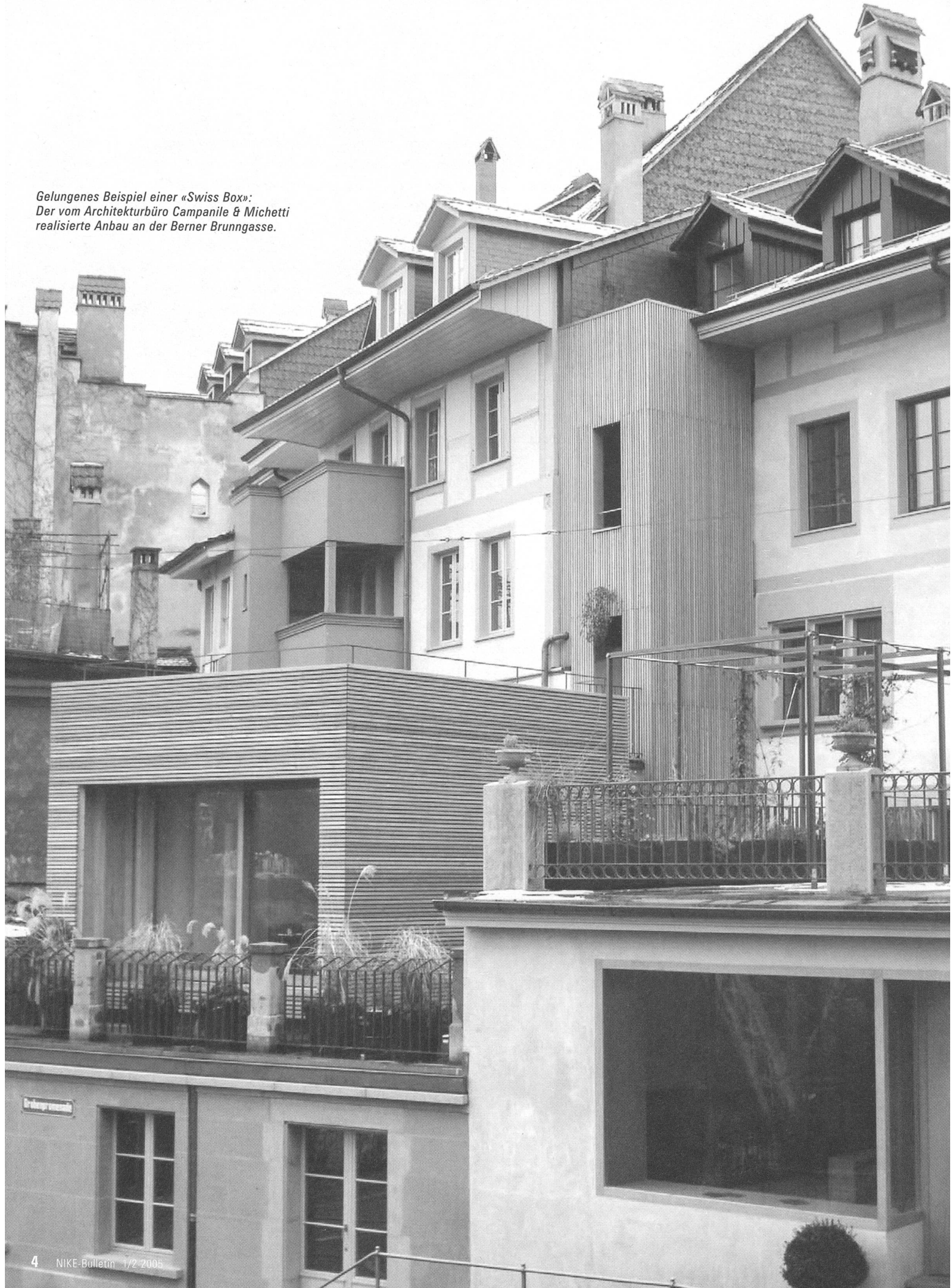
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

*Gelungenes Beispiel einer «Swiss Box»:
Der vom Architekturbüro Campanile & Michetti
realisierte Anbau an der Berner Brunnengasse.*



**Ganz Persönliches zum Wandel in
der Schweizer Denkmalpflege
während der letzten dreissig Jahre**

von Martin Fröhlich

**Es ist keine leichte Aufgabe, als
Zeitzeuge einen «objektiven» Bericht
über die «eigene» Zeit zu erstatten.
Sie ist – wie der See für den
Schwimmer – unüberschaubar.
Wenn der Zeitzeuge in bescheidenem
Masse auch selber Handelnder ist,
berichtet er auch parteiisch, ja viel-
leicht sogar ungerecht. Die gereifte
Einsicht ist nicht Sache des Zeitzeu-
gen, diese ist dem späteren Forscher
vorbehalten. Dies als etwas gewun-
dene Einleitung zu einer persönlichen
Rückschau.**

Umnutzung

nutzt Denkmalpflege um

Denkmalpflege in einem intakt gebliebenen Land

Das Metier der Denkmalpflege entwickelte sich an der Restaurierung von Kirchen und Burgen – Kirchen vor allem. Ihr Kunstwert war meist unbestritten, die Liebe der Bevölkerung zu ihrem Gotteshaus sehr oft innig. Da gab es nichts umzunutzen, höchstens «modernen» Gelüsten zu wehren. Zum Beispiel: Bankheizungen, Aborten oder Beichtzimmern. Der Zweite Weltkrieg behinderte die Weiterentwicklung der Denkmalpflege, galt es nun doch, Europa wieder aufzubauen, zu restaurieren, seine Wunden zu heilen, um sie vergessen zu machen. Den beiden Denkansätzen «Alte Pinakothek in München» und «Goldener Saal des Rathauses in Augsburg» – Neubau innerhalb der Ruine und totale Wiederherstellung – wurden gleichzeitig nachgelebt, und beide führten schliesslich 1964 zur Charta von Venedig. Beide sahen Umnutzung allenfalls als notwendiges Übel, aber nie als eigentlichen Motor der Restaurierung. Aber Kirchen und Burgen waren je länger desto weniger «Bauplätze» der Denkmalpflege. Arbeiten an Wohn- und Gewerbebauten, an Bahnhöfen und Kasernen, an Schulen und Industriekomplexen drängten sich auf, wo Denkmalpflege ohne Umnutzung undenkbar war. Weil in der Schweiz kaum Ruinen zu «überformen» waren, hielt man sich hier mehrheitlich an den Denkansatz «Goldener Saal», und da die Umnutzung nicht ins Konzept der Denkmalpflege einbezogen worden war, sondern bekämpft wurde, führte dies alles in den Jahren der Hochkonjunktur und des Baubooms nicht selten zu Lösungen für das Auge – auf Kosten des Bestands.

Das Europäische Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz und seine Folgen

Als 1975 das Europäische Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz (Année Européenne du Patrimoine Architectural AEP) durchgeführt wurde, standen weder genügend Geld noch wirklich taugliche Konzepte zur Verfügung. Der Erfolg im Sinne eines Weitertragens der Ideen hinter den vier «Réalisations exemplaires cantonales» der Schweizer Kampagne (Ardez, Corippo, Murten und Martigny-Octodurus) blieb denn auch aus. Im Gegenteil: Gewaltige «Schulden» waren die Folge, weil die versprochenen Subventionen zusammen weit über den zur Verfügung stehenden Krediten auf kommunaler, kantonaler und Bundesebene lagen. Der von den «Partnern» der Denkmalpflege seither sorgsam gepflegte schlechte Ruf der Denkmalpflege gründet letztlich in diesem Umstand.

Denkmalpflege als wissenschaftliches Forschungsgebiet

Die personellen Konstellationen im Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der Wissenschaften SNF und die Einführung der Nationalen Forschungsprojekte NFP ermöglichten in einer der ersten Serien das Programm NFP 16 «Methoden zur Erhaltung von Kulturgütern». In den Jahren 1986–1991 wurden insgesamt 10,5 Millionen Franken in den Bereich der Kulturgüter-Erhaltung investiert. Das NFP 16 zeigte, wie die Denkmalpflege von einem breiten Spektrum von Wissenschaftszweigen profitiert und auf deren Forschungen angewiesen ist. Neben der NIKE verdanken das Centre du Vitrail in Ro-

mont, die Schweizer Papierrestaurierung mit Zentrum im Bundesarchiv und indirekt die Expert-Centers in Zürich und Lausanne ihre Existenz dem NFP 16. Darüber hinaus konnten die Forschungsarbeit und die «mise en valeur» ihrer Resultate allen klarmachen, dass Denkmalpflege ein Anliegen von Staat und Gesellschaft und nicht nur von einigen «Rückwärtsgewandten» und «Heimatschützern» ist und dass ihre Arbeit auf wissenschaftlichen Erkenntnissen beruht.

Die Kantone emanzipieren sich – die Baudenkmäler werden jünger

Bis weit in die 1980er-Jahre hinein bildeten die «anerkannten» Denkmalpflegestellen – so zum Beispiel Thurgau, Solothurn, Aargau – die nächste Generation Denkmalpfleger aus. Jene jungen Denkmalpfleger, die eine andere Ausbildung durchlaufen hatten, etwa im International Centre for the Study of the Preservation and Restoration of Cultural Property ICCROM, wurden beargwöhnt, und wenn sie es wagten, sich in einer Sachfrage auf die Charta von Venedig zu berufen, wurde ihnen kollegial zu verstehen gegeben, dass sie da wohl etwas falsch verstanden hätten!

Einige Kantone – zu deren angestammten verfassungsmässigen Pflichten die Denkmalpflege gehörte und gehört – konnten geduldig mit ihren eigenen Subventionsentscheiden warten, bis sich die Bundesfachstelle zu einem Entscheid durchgerungen hatte. So konnten diese Kantone vermeiden, mehr als das knappste Minimum zu bezahlen, welches noch die Bundessubvention auslösen konnte. Obwohl es im einschlägigen Bundesgesetz so schön heisst: «Der Bund ist (...) subsidiär tätig...». *Tempi passati!*

Die Jahre der Abrissbirne neigten sich ihrem Ende entgegen. Viele Siedlungskörper hatten Karies bekommen und waren nur noch dank billigster Amalgamfüllungen als Ortsbilder zu erkennen: Die Bärengass-Häuser in Zürich, die Kanonikergasse in Fribourg oder die Migros an der Berner Marktgasse sind unterdessen schauerliche Beispiele. Gleichzeitig begann sich da und dort die Bevölkerung auch für jüngere Objekte zu interessieren. Selbst Le Corbusiers kleines Haus am Genfersee bei Vevey gelangte unter Bundesschutz.

Doch dort, wo berühmte Namen fehlten, fehlte häufig auch der ernsthafte Wille zum Schutz. Das alteingefahrene System der Abstufung der Subventionierung nach der «Bedeutung» des jeweiligen Baudenkmals versagte zusehends, musste aber unter anderem auch deshalb aufrecht erhalten bleiben, weil sich laut Bundesgesetz der Bund nur bei «Baudenkmalern von nationaler Bedeutung» zu materiellen Schutzmassnahmen durchringen darf. Sonst bleiben Planungs- und Baustopp oder materielle Enteignung den Kantonen anvertraut.

Deshalb überliessen die Bundesbehörden das einzige Bauwerk in der Schweiz des wohl bedeutendsten deutschen Architekten der Zwischenkriegszeit, die Villa Böhler von Heinrich Tessenow, der Willkür der Standortgemeinde St. Moritz, welcher es nur um die Befriedigung der Wünsche eines ihrer besten Steuerzahlers ging. Das Haus wäre nämlich – wenn es denn mit Bundes-subsidien restauriert worden wäre – zweifellos nur als «von national-regionaler Bedeutung» eingestuft worden. Der so sanktionierte Abbruch markiert denn auch mei-

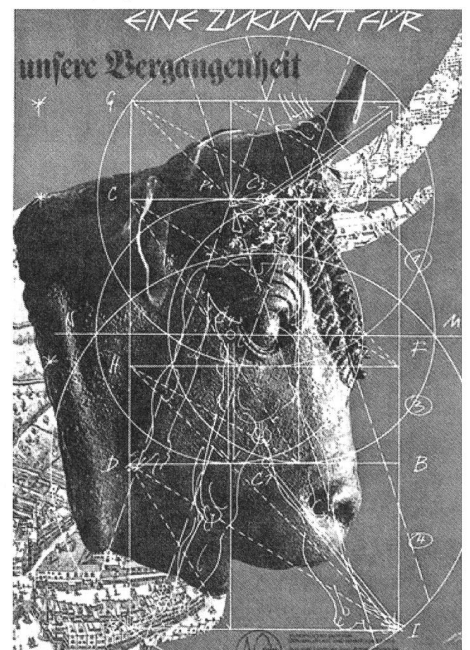
nes Erachtens am Ende der 1980er-Jahre eine Wende – wie das Erwachen nach einem Alptraum.

Unterdessen hatten sich die kantonalen Denkmalpflegestellen weitgehend emanzipiert. Bis auf ganz wenige Ausnahmen erhielten alle Kantone ihre Fachstellen und zogen häufig Architekten aus ihrem Einzugsgebiet zur fachlichen Unterstützung bei. Nun begannen die Pilgerreisen nach Eichstätt, und die «Swiss Boxes» feierten auch in der Denkmalpflege ihre ersten Triumphe. Nun wehte der Artikel 12 der Charta von Venedig jeder baulichen Massnahme voraus: «Die Elemente, welche fehlende Teile ersetzen sollen, müssen sich dem Ganzen harmonisch einfügen und vom Originalbestand unterscheidbar sein...» – vor allem unterscheidbar! Das war die Lehre von Eichstätt.

Die Schweiz im Denkmalpflege-Schaufenster der Welt

1990 durfte die Schweizer Sektion den Weltkongress des International Council on Monuments and Sites ICOMOS ausrichten, der alle drei Jahre durchgeführt wird. Weil sich ICOMOS Schweiz schon vorher – statuten-gemäss – von den kommunalen und kantonalen Denkmalpflegeämtern emanzipiert hatte, war die Brücke zwischen ihnen eine schmale geworden. So blieb der denkmal-pflegerische Grossanlass in Lausanne innerhalb der Schweiz ohne grosses Echo, auch wenn damals für diese NGO der UNESCO wichtige Weichen gestellt wurden. So wurde zum Beispiel seither kein Weltkongress mehr in der «Ersten Welt» durchgeführt, obwohl hier etwa 80 Prozent der Mitglieder ar-

Das von Hans Erni entworfene, offizielle Plakat der Schweiz zum Europäischen Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz 1975.



beiten, denn nicht die Zahl der Mitglieder bestimmt im ICOMOS, sondern die Zahl der Nationalsektionen. ICOMOS wurde eine Institution für die «Dritte Welt». Allerdings war es vor allem dem Schweizer Vorbereitungskomitee für Lausanne gegeben, die Charta von Venedig vor einer Neuformulierung zu bewahren. Dafür konnte die «Charta von Lausanne» für den Schutz und die Pflege des archäologischen Erbes auf den Weg geschickt werden. Aber «die Schweiz» nahm davon kaum Kenntnis. Die ICOMOS-Tagung von Lausanne markiert aber den Generationenwechsel der Nachkriegszeit in der Schweizer Denkmalpflege.

Heute und bald

Heute noch bilden unter den Mitarbeitern der Denkmalpflegebehörden auf allen Ebenen jene, die in der Praxis ihrer Ämter nach dem Motto «durch Schaden wird man klug» ausgebildet wurden, den grössten Anteil. Sie liefern sich, scheint mir, heute nur allzu gern dem Rat «ihrer» Architekten aus, die mit so unsäglichen Schlagwörtern wie «Dialog zwischen Alt und Neu» – als könnte ein «Dialog» zwischen Bauteilen bis zur nächsten Restaurierung aufrecht erhalten werden – operieren und damit unhinterfragt ebenso viel Schaden am Bestand der Altbauten anrichten, wie ehemals die Kunsthistoriker, die

all das entfernen liessen, was ihre «Bilder» störte. Wir haben zwar gelernt, dass sich die Denkmalpflege wissenschaftlicher Erkenntnisse anderer Gebiete bedienen muss, aber mit der Ausbildung von denkmalpflege-tauglichen Fachleuten stehen wir heute – nicht nur in der Schweiz – noch ganz am Anfang:

- Obwohl heute (fast) nirgendwo mehr auf der grünen Wiese gebaut werden kann, werden die jungen Architektinnen und Architekten – aus didaktischen Gründen! – immer noch für das Bauen auf der grünen Wiese ausgebildet.
- Obwohl heute (fast) nirgendwo mehr auf der grünen Wiese gebaut werden kann, sehen die Bau- und Planungsgesetzgebungen immer noch das Bauen auf der grünen Wiese als Normalfall vor.
- Obwohl die Kulturgüterlandschaft unseres Landes in weitesten Teilen aus ganz Durchschnittlichem besteht, wehren wir uns (zu) häufig für irgendein Objekt, das uns lieb ist und das wir deshalb auch für bedeutend halten. Das ist Teil unserer Motivation, macht unsere Fachkompetenz aber anzweifelbar.

Die Lehrgänge in Aus- und Weiterbildung in Genf, Zürich und Burgdorf werden zwar rege besucht, sie konnten aber bis anhin natürlich noch keinen Umschwung bewirken.

Wenn oben von «denkmalpflege-taugli-

chen Fachleuten» die Rede ist, sind damit beileibe nicht nur die Mitarbeiter der Fachstellen gemeint, sondern auch – und vor allem – die Verantwortlichen am Bau, die Architekten, die privaten Bauherren, die institutionellen Bauherren und die politisch Verantwortlichen, die zusammen mit den «Denkmalpflegern» die gegenseitigen Feindbilder statt die Zusammenarbeit pflegen.

Die «Hoppla, jetzt komm' ich»-Mentalität vieler institutioneller Bauherren erreiche ich mit diesem Text nicht, wohl aber vielleicht die Denkmalpfleger (Bauberater), deren Mentalität viel zu häufig auf Streit als auf Dialog und Konsensfindung mit ihren Partnern ausgelegt ist – natürlich sitzt die Behörde kurzfristig am längeren Hebel, aber langfristig wirkt sich dieses Verhalten für die Anliegen der Denkmalpflege verheerend aus. Die Sozialkompetenz der Denkmalpfleger muss sich dringend verbessern.

Ebenso wichtig ist aber die Hebung der fachlichen Kompetenz der Architekten und der andern Bauberufsleute. Was in dieser Hinsicht zur Zeit in der Schweiz geschieht, stimmt mich hoffnungsvoll – selbst in der Zeit des Sparens um des Sparens willen, das nicht nur den Denkmalpflegestellen, sondern, was noch viel wichtiger ist, dem Bestand der Schweizer Denkmälerlandschaft nachhaltig schadet.

Die Villa Böhler in St. Moritz wurde 1989 in einer Nacht- und Nebelaktion abgebrochen.



Nach dem architektonisch – aber nicht unbedingt denkmalpflegerisch –
geglückten Eingriff in den Jahren 1983–89: Das Castelgrande in Bellinzona.

Résumé

Après une période difficile pour le concept de conservation des monuments historiques – contrairement aux pays voisins marqués par la seconde guerre mondiale, la Suisse n'a pas connu de ruines – et après l'essoufflement discret de l'énergie insufflée par l'Année européenne de la conservation des monuments et de la protection du patrimoine en 1975, la conservation des monuments historiques a connu en Suisse un essor remarquable grâce au Projet National de Recherche (PNR) 16: dans les années 1986–1991, 10,5 millions de francs ont été investis dans le domaine de la conservation des biens culturels.

L'arrivée d'une nouvelle génération vers 1990 a par ailleurs changé l'orientation de la conservation qui s'est détournée d'une conception traditionnellement historique et artistique pour se diriger vers des activités plus en relation avec l'architecture.

Dans son article, Martin Fröhlich demande expressément de réduire les carences dans la formation de tous ceux qui travaillent dans le domaine des monuments historiques parce sinon les biens culturels suisses ne souffriront pas seulement sur le plan financier. Il souhaite que, de toute urgence, les compétences sociales des conservateurs soient améliorées ainsi que les connaissances techniques des architectes et d'autres catégories professionnelles du bâtiment.